

Deutsches Seminar der Universität Zürich
Dr. Jürgen Spitzmüller
Übersetzen
FS 2008

Das Problem der Übersetzung nach Jakobson

09. Juni 2008

Peter Dürmüller
p.duermueller@gmx.ch

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Die Übersetzung als Zeichenprozess	2
3	Die Struktur sprachlicher Mitteilungen und ihre Übersetzung	4
4	Literatur	8

1 Einleitung

Roman Jakobson zu besprechen eignet sich gut für ein Seminar, das sich zum Ziel gesetzt hat, das Problem der Übersetzung von beiden Forschungsfeldern, von der Sprach- und Literaturwissenschaft, gemeinsam aus zu behandeln: Genau wie das Problem der Übersetzung Fragen aufwirft, die beide Forschungsfelder berühren, genauso kommen Sprach- und Literaturwissenschaft in der Person Roman Jakobsons zusammen. Er ist es, der in seinem berühmten Aufsatz *Linguistik und Poetik* (Jakobson 1979) das Poetische linguistisch definierte und damit der «Literatur» nach einem Wort von Roland Barthes «die Linguistik geschenkt» hat (2006: 185).

Roman Jakobson zu fassen ist schwierig. Er ist keiner geisteswissenschaftlichen Strömung allein zuzuordnen; selber sah er sich als «Verbindungsmann» zwischen dem russischen Formalismus und dem Prager Linguistik-Zirkel» (Glanc 2003: 105) oder einfach nur als russischer Philologe (Bradford 1994: 7), andere sahen ihn in der Tradition des phänomenologischen Strukturalismus (Holenstein 1976b) oder der neuaristotelischen Phänomenologie (Münch 2003). Nöth (2000: 103) unterscheidet vier Forschungsphasen in Jakobsons Leben: die formalistische von 1914 bis 1920, die strukturalistische von 1920 bis 1939, die semiotische von 1939 bis 1949 und die interdisziplinäre ab 1949, in der Jakobson die verschiedenen Strömungen miteinander synthetisch verbindet und auf die unterschiedlichsten Interessensgebiete ausweitet (vgl. Bradford 1994: 4). Auf jeden Fall war sein Ansatz immer ein linguistischer, mit starker Fokussierung auf die Zeichen, ihre Strukturen und Beziehungen zueinander.

Sein Aufsatz aus dem Jahr 1959 über die *Linguistischen Aspekte der Übersetzung* (1988d) zeigt den wichtigen Stellenwert, den die Frage der Übersetzung für sein Zeichenverständnis hat. Die Bedeutung jedes sprachlichen und nichtsprachlichen Zeichens, schreibt er, liegt in dem Zeichen selbst, keinesfalls aber in einer vorsemiotischen Erfahrung des Bedeuteten. Denn das Zeichen ist eine Abstraktion, das wir, um es zu verstehen, im Geist übersetzen müssen «in ein anderes, alternatives Zeichen» (ebd.: 482). Da sich die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens durch nichts Aussersprachliches erschliessen lässt, auch nicht durch einen Fingerzeig (denn ein Finger ist zu keiner Abstraktion fähig), so erklärt sich ein unbekanntes Wort nur in seiner Umschreibung innerhalb des lexikalischen Kodes, oder in seiner Übertragung in eine andere Sprache oder in ein anderes, nichtsprachliches Zeichensystem. Das sind die drei Arten von Übersetzungen, die Jakobson unterscheidet. Die folgende Arbeit ist ein Versuch, Jakobsons Verständnis von der Übersetzung auf der Grundlage dieses Aufsatzes herauszuarbeiten und mit anderen Entwürfen zu vergleichen, insbesondere mit den sprachlichen Funktionen in *Linguistik und Poetik*, mit dem Ziel, Jakobson, sein Denken und seinen geistesgeschichtlichen Hintergrund etwas enger zu fassen – wenn auch nur ein kleines Stück weit.

2 Die Übersetzung als Zeichenprozess

Wie beginnt man einen Artikel über die Übersetzung? Es überrascht nicht, dass Jakobson zunächst seine Auffassung von ‹Bedeutung› vorausschickt, denn Bedeutung ist mit der Frage der Übersetzung eng verknüpft. Nach der landläufigen Vorstellung ist die Übersetzung eine Übertragung von Bedeutung; das ist aber nicht die Verbindung, die Jakobson anstrebt. Die Bedeutung selber, sagt er, ist eine Übersetzung: ‹Für uns als Sprachwissenschaftler wie als ganz gewöhnliche Wortbenutzer ist die Bedeutung jedes sprachlichen Zeichens seine Übersetzung in ein anderes, alternatives Zeichen, insbesondere ein Zeichen, ‹in dem es voller entwickelt ist›, wie Peirce, der Wissenschaftler, der das Wesen der Zeichen am weitesten erforscht hat, nachdrücklich feststellte› (1988f: 482-483). Nicht zufällig zitiert Jakobson an dieser Stelle C. S. Peirce. Jakobson war es, der die Zeichentheorie Peirce' ab 1940 für die Linguistik entdeckt (Nöth 2000: 60 und 327) und sich mit grosser Regelmässigkeit auf sie berufen hat. 1965 in seinem Aufsatz über die *Suche nach dem Wesen der Sprache* nannte er Peirce den ‹vielleicht einfallsreichste[n] und vielseitigste[n] der amerikanischen Denker [...], der so groß war, daß keine Universität Platz für ihn hatte› (1988f: 79).

Die eben zitierte Definition von der Bedeutung als einer Übersetzung bezeichnet er an einer anderen Stelle als eine der ‹glücklichsten und glänzendsten Ideen, die die allgemeine Sprachwissenschaft und Semiotik von dem amerikanischen Denker erhielt...› (1988e: 104).

Wenn nach dieser Definition die Bedeutung eines Zeichens seine Übersetzung in ein anderes Zeichen ist, muss die Übersetzung die Wiedergabe eines Zeichens in ein anderes Zeichen sein. Wenn die Übersetzung selber ein Zeichen ist, das wieder gedeutet, das heisst übersetzt werden muss, ergibt sich das Bild eines Kreislaufs (vgl. Abbildung 1).

Dieser Kreislauf lehnt sich an Peirce' Vorstellung vom unendlichen Zeichenprozess an, der sogenannten *Semiose*: Nach Peirce ergibt sich das Zeichen aus einer triadischen Relation heraus. Das eigentliche Zeichen, das sogenannte *Repräsentamen* (nach der saussureschen Terminologie der Signifikant) steht nach dem klassischen Satz für etwas, das es selber nicht ist. Dieses Repräsentamen erzeugt in dem Betrachter ‹ein äquivalentes Zeichen oder vielleicht ein mehr entwickeltes Zeichen› (zit. in Nöth 2000: 62), den sogenannten *Interpretanten* (das Signifikat) des ersten Zeichens. Im Gegensatz zu Saussures dyadischem Modell schliesst Peirce das *Objekt* mit ein, für das der Interpretant steht –

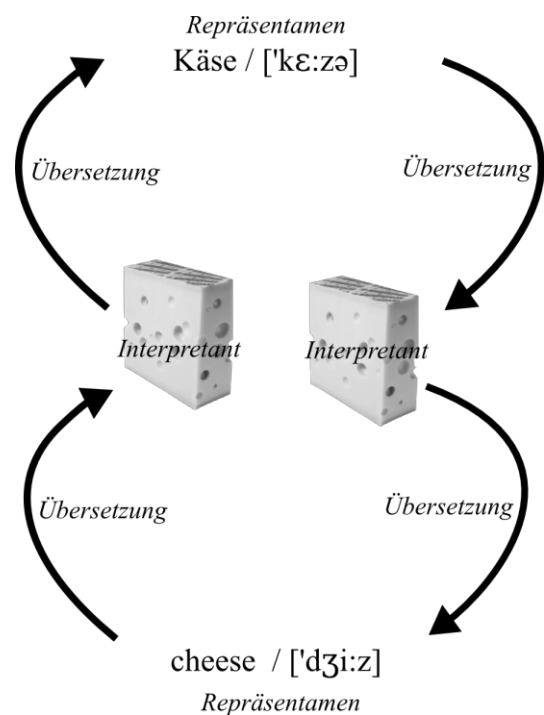


Abbildung 1: Kreislauf der Übersetzung.

«nicht in jeder Hinsicht, sondern im Hinblick auf eine Art Idee» (zit. ebd). Der Interpretant ist die Vorstellung des Zeichens, die das Repräsentamen im Interpreten auslöst, «in etwa die Bedeutung des Zeichens» selbst (ebd.). Da jeder Interpretant wiederum als Repräsentamen für ein anderes Zeichen stehen kann, ist der Prozess ein unendlicher (ebd.: 62). Für Peirce gibt es keine Erfahrung ausserhalb dieses Zeichenprozesses, denn indem er die Objekte in den Zeichenprozess einschliesst, schliesst er eine unmittelbare Erfahrung der Dingwelt aus. Diese pansemiotische Sichtweise übernimmt Jakobson in *Linguistische Aspekte der Übersetzung*, wenn er schreibt, dass es «kein *signatum* ohne *signum*» gebe (1988d: 482). Saussure hatte in seinem Zeichenmodell das Objekt nicht berücksichtigt, denn seiner Ansicht nach war die Beziehung der Zeichen zu den Objekten arbiträr, was Jakobson häufig kritisiert. Ausgehend von dem triadischen Modell Peirce' nennt er Saussures Lehre von der Arbitrarität ein «übervereinfachte[s], bipolare[s] Schema» (1988f: 90). Was er an Saussure weiter kritisiert, ist dessen Gegenüberstellung der gesprochenen Sprache zu anderen semiologischen Systemen. Er tritt wie Peirce für eine ganzheitliche Betrachtung der Zeichen ein, denn jeder «Versuch, die Grenzen semiotischer Untersuchungen enger zu ziehen und bestimmte Zeichenarten auszuklammern, droht die Zeichenwissenschaft in zwei homonyme Disziplinen aufzuspalten, nämlich in die <Semiotik> im weitesten Sinne des Wortes und in eine andere, gleichnamige Disziplin, deren Gebiet jedoch weniger weit ist» (1988b: 126). Diese ganzheitliche Betrachtung der Zeichen spiegelt sich in den drei Arten der Übersetzung wider, die er im Folgenden anführt; zwar konzentriert er sich in dem Aufsatz auf die Übersetzung sprachlicher Zeichen, nimmt aber die nichtsprachlichen Zeichen nicht ganz aus:

1. Die innersprachliche Übersetzung oder *Paraphrase* ist eine Wiedergabe sprachlicher Zeichen mittels anderer Zeichen derselben Sprache,
2. die zwischensprachliche Übersetzung oder *Übersetzung im eigentlichen Sinne* ist eine Wiedergabe sprachlicher Zeichen durch eine andere Sprache,
3. die intersemiotische Übersetzung oder *Transmutation* ist eine Wiedergabe sprachlicher Zeichen durch Zeichen nichtsprachlicher Zeichensysteme (1988d: 483).

Ein Beispiel für die *Transmutation* ist die Übertragung eines literarischen Werks in einen Film. Vom Film sagt Jakobson, dass er sich «kein semiotisches Werk vorstellen [könne], das sich nicht mit dem Film beschäftigt. Ich glaube, daß der Film absolut faszinierende Probleme stellt» (1988c: 275). Schon 1932 besprach Jakobson einen tschechischen Film über die Folklore, einer «fertige[n] Kunstform, die nicht einfach transplantiert» werden kann, sondern eigens für den Film *übersetzt* werden muss (1988a: 253). Ein Jahr später, in seinem Aufsatz über den *Verfall des Films*, einer der ersten filmsemiotischen Untersuchungen überhaupt, schreibt er Augustinus zu, die Semiotik des Films vorweggenommen zu haben mit der Aussage, «daß neben den Zeichen, deren wesentliche Aufgabe darin besteht, etwas zu bedeuten, Sachen existieren, die man in der Rolle von Zeichen verwenden kann» (1988g: S. 258) – eben die Figuren und Gegenstände in einem Film. Bereits in diesem Aufsatz arbeitet er mit der später fundamentalen bipolaren Unterscheidung zwischen Kontiguität und Ähnlichkeit, Metonymie und Metaphorik, den «zwei Grundarten des Filmaufbaus» (ebd.: 259).

Aber die Übertragung in einen Film ist nur ein Beispiel für die Transmutation unter vielen; in *Linguistik und Poetik* schreibt Jakobson: «Auch wenn uns die Idee einer *Ilias* oder *Odyssee* in *comic strips* albern erscheint, bleiben doch gewisse strukturelle Eigenschaften der Handlung trotz des Verschwindens der sprachlichen Form erhalten. Die Frage, ob Blakes Illustrationen der *Divina Commedia* adäquat oder inadäquat sind, beweist die Vergleichbarkeit der verschiedenen Künste» (1979: 85). Um genau diese Frage nach den «strukturellen Eigenschaften» eines Texts und das Problem der Äquivalenz geht es in *Linguistische Aspekte der Übersetzung*.

3 Die Struktur sprachlicher Mitteilungen und ihre Übersetzung

In *Linguistik und Poetik* entwickelt Jakobson auf der Grundlage von Karl Bühlers Organon-Modell (vgl. Bühler 1934) sechs kommunikative Faktoren eines Sprechereignisses mit sechs sprachlichen Funktionen, die ihnen entsprechen:

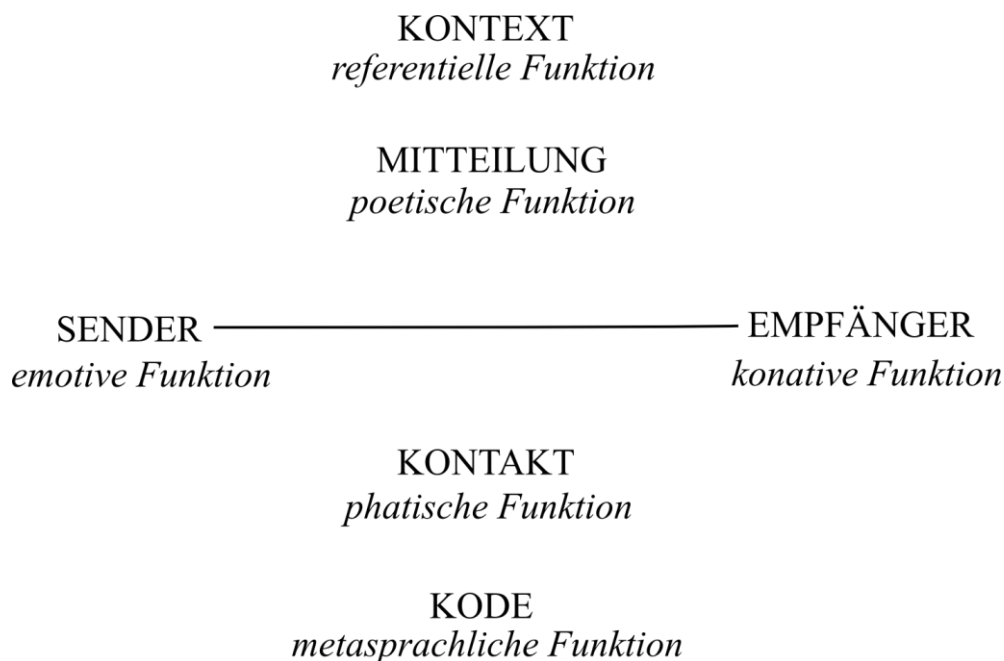


Abbildung 2: Kommunikationsmodell nach Jakobson 1979: 88 und 94.

Für eine Sprechhandlung braucht es einen Sender, der dem Empfänger eine Mitteilung (*message*) macht in einem bestimmten Kode, der beiden zumindest teilweise gemeinsam ist. Es bedarf eines Kontakts, der Sender und Empfänger miteinander verbindet und eines Kontexts, auf den sich die Mitteilung bezieht. Jeder dieser verschiedenen Kommunikationsfaktoren ist eine sprachliche Funktion gegeben, doch es gibt «kaum eine sprachliche Mitteilung, die nur eine Funktion erfüllt. Die Vielfalt beruht nicht auf der getrennten Verwirklichung der einzelnen Funktionen, sondern auf ihrer unterschiedlichen hierarchischen Anordnung» (Jakobson 1979: 88). Die Gesamtheit aller Funktionen ist die Struktur einer Mitteilung, wobei immer eine Funktion bestimmend wirkt.

Die emotive Funktion richtet sich an den Sender. Sie bringt «die Haltung des Sprechers zum Gesprochenen zum Ausdruck» (ebd.: 89) und äussert sich sprachlich zum Beispiel in der Form von Ruflauten, in der Dehnung von Vokalen oder in der Art der Betonung.

Die referentielle Funktion richtet sich auf den Kontext und den Inhalt einer Mitteilung; sie ist die üblichste aller sprachlichen Funktionen.

Die konative Funktion richtet sich an den Empfänger und äussert sich grammatisch zum Beispiel in Vokativen und Imperativen.

Die phatische Funktion dient der Verlängerung oder Kontrolle des Kontakts und äussert sich in Ausdrücken wie «Hören Sie zu?» und «So, da wären wir also».

Die metasprachliche Funktion bezieht sich auf den Kode und äussert sich in Ausdrücken und Fragen, die sich auf die Sprache selber beziehen.

Die poetische Funktion, wie sie Jakobson entwirft, bezieht sich auf die Mitteilung als solche, um ihrer selbst willen. Jakobson definiert sie in einem vielzitierten Satz so: «*Die poetische Funktion projiziert das Prinzip der Äquivalenz von der Achse der Selektion auf die Achse der Kombination*» (1979: 94). Neben den sechs sprachlichen Funktionen unterscheidet Jakobson die zwei Achsen der Sprache: die paradigmatische Achse der Selektion und die syntagmatische Achse der Kombination – ein System, das er von Saussure übernommen und weiterentwickelt hat (Holenstein 1976a: 77). Die paradigmatische Achse ist durch das Prinzip der Äquivalenz bestimmt; Äquivalenz meint hier die Gleichwertigkeit und damit Austauschbarkeit zwischen Paradigmen innerhalb einer Mitteilung aufgrund ihrer *Ähnlichkeit*. Jakobson bezeichnet die paradigmatische Achse deshalb auch als «metaphorisch». Innerhalb der Mitteilung *Mein Auto ist schnell* ist zum Beispiel das Paradigma *Auto* mit gleichwertigen Ausdrücken wie *Kraftwagen* oder *Kutsche* austauschbar. Die syntagmatische Achse ist die zeitliche Anordnung der sprachlichen Einheiten aufgrund ihrer Kontiguität, ihrer syntaktischen und kontextuellen Zusammengehörigkeit; sie ist deshalb «metonymisch» (vgl. ebd.: 76-113). Indem die poetische Funktion das Prinzip der Äquivalenz auf die Achse der Kombination überträgt, rückt sie die sprachlichen Einheiten durch Ähnlichkeiten zum Beispiel lautlicher, akzentueller oder silbischer Art in eine semantische Nähe.

Diese sechs Funktionen und die zwei Achsen der Sprache machen also nach Jakobson die Struktur einer Mitteilung aus. Je nachdem welche Funktion die bestimmende ist und wie sich die Mitteilung gliedert – ob mehr metaphorisch oder metonymisch –, so unterschiedlich wird die Struktur der Mitteilung sein. Was folgt aus diesem Modell für die Theorie der Übersetzung?

Das Problem der Äquivalenz ist grundlegend für die Übersetzungstheorie. Im Komplex des jakobsonschen Strukturmodells mit dem peirceschen Zeichenmodell ist Äquivalenz nicht nur möglich, sondern für die paradigmatische Achse konstitutiv. Sie ergibt sich dadurch, dass die verschiedenen Repräsentamina in der Vorstellung des Interpreten einen *gleichwertigen* Interpretanten hervorrufen (vgl. Abbildung 1). So sprechen wir auch noch von *Sonnenauf-* und *-untergang*, ohne das kopernikanische Weltsystem abzulehnen, eben weil die Metapher auf der paradigmatischen Achse den gleichen

Interpretanten hervorruft wie die buchstäbliche Bezeichnung *Erdumdrehung*, «einfach deshalb, weil jedes Zeichen übersetzbar ist in ein Zeichen, das uns vollkommener entwickelt und genauer scheint» (Jakobson 1988d: 485). Den Beweis der Äquivalenz führt Jakobson durch die Inversion: «*every bachelor is an unmarried man, and every unmarried man is a bachelor*». Ist dieser Satz in seiner bestimmten Funktion wahr, sind die Paradigmen *bachelor* und *unmarried man* äquivalent.

Wenn die Äquivalenz nicht mit der gleichen Anzahl sprachlicher Einheiten zu erreichen ist, weil die Wörter in den verschiedenen Sprachsystemen einen anderen Wert haben, ist eine *Umschreibung* nötig. Sie ist wie die innersprachliche Übersetzung eine metasprachliche Funktion. Als Beispiel führt Jakobson in *Linguistische Aspekte der Übersetzung* das englische Wort *cheese* an, das russisch *syr* und *tvorogu* beinhaltet (1988d: 483). Das russische Äquivalent zu *cheese* ist demnach *syr i tvorogu*. Aber nicht nur Lexeme, auch grammatische Kategorien können mit lexikalischen Mitteln umschrieben werden, zum Beispiel den russischen Dual mit dem Wort «zwei» und einem Pluralmorphem (ebd.: 486). Schwieriger wird es, wenn die grammatische Struktur der Zielsprache nicht weniger, sondern mehr Informationen bedarf als die Ausgangssprache, aber auch hier ist die Umschreibung möglich: Wenn «man von einer Sprache, die keinen grammatischen Numerus unterscheidet, ins Deutsche [*the English*] übersetzt, [ist man] gezwungen, eine der beiden Möglichkeiten zu wählen: *Bruder* oder *Brüder* oder den Empfänger dieser Mitteilung vor die Alternative zu stellen: *Sie hat entweder einen oder mehr als einen Bruder*» (ebd.: 486-487).

Wir stellen also fest: Auf der paradigmatischen Achse ist die Äquivalenz in der Übersetzung nach Jakobson möglich, denn «[j]ede Erfahrung und ihre Klassifikation kann in jeder existierenden Sprache wiedergegeben werden» (ebd.: 485). Anders verhält es sich auf der syntagmatischen Achse. Wenn eine paradigmatisch äquivalente Umschreibung aus ungleich vielen Teilen besteht, d.h. länger oder kürzer ist als das Paradigma der Ausgangssprache, ist sie syntagmatisch nicht äquivalent. Es ist geradezu unmöglich, eine syntagmatisch äquivalente Übersetzung für eine grammatische Struktur zu finden, die in der Zielsprache nicht existiert. Der englische Satz *I hired a worker* hiesse paradigmatisch äquivalent übersetzt auf Russisch so (englisch angedeutet): *I hired/have hired a/the working man/woman* (vgl. ebd.: 487), weil die grammatische Struktur des Russischen viel mehr Angaben vorschreibt. Es ist offensichtlich, dass *I hired a worker* und *I hired/have hired a/the working man/woman* syntagmatisch nicht äquivalent sind. Wesentliche Qualitäten des Ausgangssatzes gehen verloren, die Kürze, Prägnanz, die Umgangssprachlichkeit.

Wie soll ein Übersetzer in einem solchen Fall vorgehen? In den wenigsten Fällen ist eine vollkommene Äquivalenz sowohl auf der paradigmatischen wie auf der syntagmatischen Achse erreichbar. Er muss sich also entscheiden und dem einen Prinzip auf Kosten des anderen mehr oder weniger Bedeutung beimessen. Wesentlich für seine Entscheidung ist die sprachliche Struktur des Ausgangstexts: Welche sprachlichen Funktionen gewichtet der Text wie stark? Ein Rechtstext, der die referentielle Funktion, das heißt die Eindeutigkeit seiner Aussage am höchsten gewichtet, muss paradigmatisch so äquivalent wie möglich übersetzt werden. Konträr dazu stehen poetische Texte, die das höchste

Gewicht auf die Mitteilung um ihrer selbst willen legen. Sie stellen den Übersetzer vor mannigfaltige Probleme. Die syntagmatischen Äquivalenzen sind poetischen Texten semantisch mindestens so wichtig wie die paradigmatischen. Aufgrund der strukturellen Verschiedenheit der Sprachsysteme (in der Lautung, Metrik etc.) ist eine äquivalente Übertragung von syntagmatischen Beziehungen unmöglich. «Dichtung ist», schreibt deshalb Jakobson, «*per definitionem* unübersetzbar. Möglich ist nur eine schöpferische Übertragung» (ebd.: 490). Bei einer solchen «schöpferischen Übertragung» wird unweigerlich viel Information verloren gehen und viel neue hinzukommen. Sie ist aber dann geglückt, wenn es dem Übersetzer gelingt, die Vorstellung (den Interpretanten) der Mitteilung als Ganzes zu erfassen und im neuen Kode mit Zeichen wiederzugeben, die eine *ähnliche* Vorstellung auslösen. Diese Ähnlichkeit ist keine Äquivalenz mehr, denn sie lässt sich nicht mit der Inversion zurückführen, sie ist aber eine schöpferische Anlehnung und ein fruchtbarer Akt.

4 Literatur

- Barthes, Roland (2006): Ein sehr schönes Geschenk. In: Das Rauschen der Sprache. Kritische Essays IV. Frankfurt am Main, S. 185–187.
- Bradford, Richard (1994): Roman Jakobson. Life, language, art. New York.
- Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Jena.
- Glanc, Tomas (2003): Formalismus forever. Roman Jakobson 1935. In: Nekula, Marek (Hrsg.): Prager Strukturalismus. Methodologische Grundlagen. Heidelberg, S. 105–119.
- Holenstein, Elmar (1976a): Linguistik Semiotik Hermeneutik. Frankfurt am Main.
- Holenstein, Elmar (1976b): Roman Jakobsons phänomenologischer Strukturalismus. Frankfurt am Main.
- Jakobson, Roman (1979): Linguistik und Poetik. In: Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971. Frankfurt am Main, S. 83–121.
- Jakobson, Roman (1988a): Die entschwindende Welt. Ein Film der sterbenden Folklore. In: Semiotik. Ausgewählte Texte 1919-1982. Frankfurt am Main, S. 251–255.
- Jakobson, Roman (1988b): Ein Blick in die Entwicklung der Semiotik. In: Semiotik. Ausgewählte Texte 1919-1982. Frankfurt am Main, S. 108–135.
- Jakobson, Roman (1988c): Gespräch über den Film. In: Semiotik. Ausgewählte Texte 1919-1982. Frankfurt am Main, S. 267–280.
- Jakobson, Roman (1988d): Linguistische Aspekte der Übersetzung. In: Semiotik. Ausgewählte Texte 1919-1982. Frankfurt am Main, S. 481–491.
- Jakobson, Roman (1988e): Peirce, Bahnbrecher in der Sprachwissenschaft. In: Semiotik. Ausgewählte Texte 1919-1982. Frankfurt am Main, S. 99–107.
- Jakobson, Roman (1988f): Suche nach dem Wesen der Sprache. In: Semiotik. Ausgewählte Texte 1919-1982. Frankfurt am Main, S. 77–98.
- Jakobson, Roman (1988g): Verfall des Films? In: Semiotik. Ausgewählte Texte 1919-1982. Frankfurt am Main, S. 256–265.
- Münch, Dieter (2003): Roman Jakobson und die Tradition der neuaristotelischen Phänomenologie. In: Nekula, Marek (Hrsg.): Prager Strukturalismus. Methodologische Grundlagen. Heidelberg, S. 135–167.
- Nöth, Winfried (2000): Handbuch der Semiotik. Stuttgart.